

D. Hunter

Solidarität der Straße

Autobiografische Essays

mit einem Vorwort von Christopher Wimmer

aus dem Englischen übersetzt von

M. Lautréamont und Isabelle Suremann

UNRAST

Unbändige Liebe



Ich kann mich nicht erinnern, wann ich Valerie genau kennenlernte. Wir waren eine Zeit lang an denselben Orten unterwegs. Sie kam aus Mansfield, war aber an den meisten Tagen in meiner Gegend unterwegs. Sie kaute Kaugummis, trank Bier und zog sich alles durch die Nase, was sie in die Finger bekam. Für eine kurze Zeit waren wir im selben Jugendheim und es war vermutlich dort, wo wir das erste Mal zusammen lachten.

Etwas später versuchte ich vor einem Club einigen Typen stark gestrecktes Koks zu verkaufen, die daraufhin beschlossen, meinen Kopf

gegen die Wand zu schmettern. Valerie schritt dazwischen und ließ die Typen ihre qualitativ weitaus hochwertigere Ware probieren. Sie ließen von mir ab und ich gab ihr zu verstehen, dass sie sich verpissen sollte, weil ich niemandes Hilfe bräuchte. Wir hingen gemeinsam ein wenig rum und später dann noch etwas mehr. Ihr Vater vergewaltigte sie und ihre Stiefmutter interessierte das nicht. Beide arbeiteten in einer Apotheke, weshalb sie mehr über chemische Zusammensetzungen wusste als die meisten 16-jährigen Straßenkids. Wir hingen noch eine Weile weiter miteinander rum und als ich in ein Kinderheim eingesperrt wurde, entschieden wir uns abzuhausen. Wir klauten eine Menge Drogen (und ich meine wirklich eine Menge), ein Auto und einen Wohnwagen und verließen die Stadt. Wir schlugen uns irgendwie durch, stahlen und verkauften alles, was wir in die Finger bekamen. Wir taten beide viele Dinge, mit denen wir nicht davonkommen sollten, und wir verschwendeten keinen Gedanken an irgendwen außer uns selbst. Ab einem gewissen Punkt, vielleicht sogar bereits nach ein paar Tagen, hörten wir auf, von uns als Individuen zu sprechen und sprachen nur noch von »wir«. Wir hatten unbändigen Sex, kombiniert mit einem eskalierenden Crack- und Crystal-Meth-Konsum. Wir stahlen alle paar Tage ein anderes Auto und fuhren damit Landstraßen entlang. Je länger wir zusammen waren, desto mehr kümmerte ich mich um mich selbst, weil immer mehr von mir auch ein Teil von ihr wurde und ich jedes Bewusstsein dafür verlor, wo ich aufhörte und sie begann. Als wir uns schlugen und sie aufhörte, sich selbst zu ritzen, und stattdessen mich ritzte, ging es darum, uns gegenseitig den Schmerz zu nehmen. Wir hatten etwas, das näher an Liebe dran war als alles, was wir bis dahin erlebt hatten, und wir hatten nicht vor, es mit irgendwem zu teilen. Alles, was wir wollten, war zu verschmelzen. Natürlich endete es schlecht.

Ich kann nur mit Verwunderung auf diese Zeit meines Lebens zurückblicken. Ich schleppte das mentale, physische und psychische Trauma meiner ersten Lebensjahre mit mir herum, ebenso wie Valerie ihres mit sich herumschleppte. Wir hatten Mühe damit, einander oder anderen liebevolle, tiefgründige Sachen zu sagen. Wir waren weiterhin von der Gewalt der Straße, des Staates und uns selbst umgeben. Vielleicht geschah

dies nur aus purem Überlebensinstinkt, aber wir hielten aneinander fest und gaben einander einen Rückzugsort, eine Sicherheit, die wir bis dahin nie erlebt hatten. Unser gemeinsames Leben brachte uns zwar Schmerz und Elend, aber es hielt uns auch am Leben und weckte in uns den Wunsch, noch länger am Leben zu bleiben. In den ersten 25 Jahren meines Lebens beobachtete ich genau diese Dynamik in vielen verschiedenen Variationen. Menschen klammerten sich nicht nur aneinander, sie stürzten regelrecht ineinander und kämpften gemeinsam um ihr Leben. So vieles davon war ein nonverbaler Ausdruck von Sehnsucht, Hoffnung, Vertrauen, Bedürfnis, und ja, sicherlich auch Sex und Liebe. Valerie und ich waren eine jugendliche Version davon, nicht nur was unser Alter und unsere emotionale Unreife anging, sondern auch bezüglich unserer rücksichtslosen, unbedarften Art und Weise, wie man sie bei zwei Menschen in ihrer ersten Beziehung beobachten kann. Unsere mag von mehr Polizeirennen, Pistolenschüssen, brennenden Autos und Überdosen begleitet worden sein, aber anderen Aspekten unserer Beziehung lag sicherlich eine gewisse Universalität zugrunde.

Ich werde eine Geschichte erzählen, die einige meiner Freund:innen und Saufkumpan:innen schon kennen. Ich habe sie schon häufiger bei Bier und Essen zum Besten gegeben. Es ist eine dieser Geschichten, die ich teilweise erzähle, um den Clown mit den seltsamen Lebenserfahrungen zu spielen, teilweise, um die darin vorkommenden Menschen auszunutzen, und teilweise, um mit meiner Lebensgeschichte ein paar billige Lacher zu erhaschen. Ich rede mir gern ein, dass ich versuche, die Tiefe der Gefühle, die darin zum Ausdruck kommen, mehr zu betonen als den Fäkalhumor, aber vielleicht stimmt das nicht. Wie dem auch sei. Ich habe eine Zeit lang mit vier anderen Menschen in einem Keller in Walthamstow, im Osten Londons, gelebt. Zwei davon waren ein heterosexuelles Paar mittleren Alters. Beide waren heroinabhängig. Sie waren seit ihrer Kindheit zusammen und nur während kurzer Haftstrafen voneinander getrennt. Ich kannte sie seit etwa einem Jahr und wohnte während gut der Hälfte dieser Zeit immer mal wieder mit ihnen zusammen. Die anderen waren in ihren Zwanzigern und machten ihr eigenes Ding, um über die Runden zu kommen. Das Paar teilte sich eine Ecke des Kellers

und jede:r von uns anderen drei hatte eine Ecke für sich. Manchmal teilten wir das Essen und Geld, das wir auftreiben konnten, und manchmal auch nicht. Manchmal kümmerten wir uns umeinander und manchmal auch nicht. Manchmal waren noch andere Menschen dort und manchmal auch nicht. Es war nicht groß anders als ein alternatives Wohnprojekt, nur ohne fließend Wasser und Elektrizität.

Wir schauten immer, dass wir unterwegs unser Geschäft verrichteten, sei dies im McDonalds, in der Bibliothek oder in der Arrestzelle. Etwa einen Monat vor dem 50. Geburtstag des Typen fragte uns seine Partnerin, ob wir etwas von unserer Kacke und Pisse in ein paar Eimern, die sie unterwegs gefunden hatte, sammeln könnten. Einen Monat lang kamen wir ihrer Bitte nach und füllten die Eimer. Am Tag seines Geburtstags halfen wir ihr dabei, den Keller zu dekorieren und Lebensmittel für ein gemeinsames Abendessen aufzutreiben. Er kam nach Hause und freute sich sehr über die Überraschung. Sie aßen und tranken und genossen ihren Abend, während wir alle in unseren Ecken saßen. Später fing sie an, Sex zu haben, woraufhin jede:r von uns dreien einen Eimer in die Hand nahm und ihn über ihm entleerte, während er Sex mit der Person hatte, die er über alles auf dieser Welt liebte. Er war in vollkommener Ekstase. Ich verurteilte sie damals. Ich fand es verdammt bizarr und obwohl ich schon einige kinky Sachen erlebt hatte, war mir das etwas zu viel. Aber sie hatte uns darum gebeten und er wollte es, daher machte es mir nicht aus, ihnen dabei zu helfen.

Warum erzähle ich diese Geschichte? Einerseits weil ich mich wegen der Art schuldig fühle, wie ich sie zuvor anderen Menschen erzählt habe. Ich habe mich nicht wirklich bemüht, klarzumachen, dass die beiden ein Beispiel für Liebe und Zärtlichkeit sind, und habe sie stattdessen zu Karikaturen im Hintergrund meines eigenen Lebens verkommen lassen. Andererseits weil die Art und Weise, wie sie zueinanderhielten, mich seit langer Zeit beschäftigt. Sie waren ungebildet, seit drei Jahrzehnten wohnungslos, verachtet von den meisten Menschen, mit denen sie in Kontakt kamen, und sie weigerten sich, sich irgendwelchen sozialen Zwängen zu beugen. Sie waren oft wütend und arglistig, aber zueinander stets zärtlich. Beide waren nicht imstande, ihre Gedanken mühelos

auszudrücken, aber wenn sie etwas zu sagen hatten, hörten sie einander aufmerksam zu. Sie stellten mit ihrer Mimik und teilweise mit Worten Fragen. Sie wollten alles wissen, was die andere Person zu sagen hatte, egal wie lange diese benötigte, um es zu formulieren. Sie schienen voneinander fasziniert und hingerissen. Sie verbrachten die ersten 15 Jahre ihres Lebens in jeweils sehr unterschiedlichen Kulturen und ihre sexuellen Vorlieben waren sehr verschieden, aber sie akzeptierten diese Unterschiede und versuchten, ihnen gerecht werden. Ich denke nicht, dass ich je wieder zwei Menschen getroffen habe, die einander mehr ergeben waren als diese beiden. Seine winzige Glatze war mit Tattoos übersät, sie war einen Kopf größer als er und trug selbst im tiefsten Heroinrausch immer pinken Lippenstift. Sie lebten füreinander. Wenn sie oder er schwer verletzt oder krank war, taten sie alles Mögliche, um einander wieder auf die Beine zu helfen. Alles, was sie besaßen, teilten sie miteinander. Ich weiß sehr wenig darüber, woher sie gekommen waren und wie ihr Leben ausgesehen hatte, bevor ich sie kennenlernte. Ich glaube nicht, dass ich je das geringste Interesse daran gezeigt habe. Ich erinnere mich bloß daran, dass er aus einer Schiffsbauerfamilie im Nordosten stammte und dass er zur Armee wollte. Sein Glaube war ihm sehr wichtig und selbst noch während des ersten Jahrzehnts seiner Sucht ging er jede Woche zweimal in die Kirche. Sie war die Tochter einer Frau aus Trinidad, die bei ihrer Geburt starb, und wurde vom Staat großgezogen. Sie lernten sich in den späten 1960er-Jahren in London, in Kentish Town, kennen. An mehr kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß, dass sie sich drei Jahrzehnte lang akzeptierten, mit all ihren Fehlern und Komplexen, und sich, bis zu ihrem Tod einige Jahre später, ein gemeinsames Leben aufbauten. Als er starb, war er mit seinen Gedanken bei ihr. Ich hörte, dass sie starb, als sie ihn bei einer Auseinandersetzung auf der Straße verteidigte, bei der er angegriffen wurde, weil er aussah, wie er aussah. Sie ging dazwischen und es wurde mehrfach auf sie eingestochen. Kurze Zeit später starb er an einer Überdosis. Ich kann das, was ich mit Valerie hatte, nicht mit dem vergleichen, was die beiden hatten. Ich gehe nicht davon aus, dass Valerie an mich dachte, als sie starb, und ich werde nicht an sie denken, wenn ich sterbe. Wir waren unbändige Kinder, die aus ihrem Bedürfnis

nach Akzeptanz nichts anderes machten als einen verhängnisvollen, wunderbaren Trip.

Die Liebe, die ich miterlebte, als ich aufwuchs – ob auf der Straße, unterwegs, in Sozialwohnungen oder Institutionen – lag oft irgendwo in dem Spektrum zwischen diesen beiden Polen. Die Liebe war selten so stark wie bei meinen Freund:innen im Keller und selten beinhaltete sie dasselbe Ausmaß an Wut und Gewalt wie bei Valerie und mir. Doch es gab Ähnlichkeiten zu beidem. Ich denke, sie beruhte immer auf der Suche nach Akzeptanz, auf der Suche nach einer Person, die einen, aus welchen Gründen auch immer, akzeptierte, so wie man war, während man auch sie akzeptierte. In meinem Umfeld gab es (zumindest in meinen Augen) ein sehr viel ausgeprägteres Bedürfnis nach dieser Akzeptanz als in der Welt der ›Anständigen‹, wo einem Akzeptanz oft durch den großen Freundeskreis, die Lohnarbeit und den sozialen Status, der mit verschiedenen Aktivitäten einhergeht, entgegengebracht wird. In diesem Fall gibt es die Möglichkeit, sich Zeit zu nehmen, Optionen abzuwägen und sich umzusehen. Ich will damit nicht sagen, dass Menschen zu allem, was ihnen angeboten wird, »ja« sagen sollten. Ich kenne Hunderte von Beispielen, bei denen Menschen etwas akzeptierten, nur weil es ihnen angeboten wurde und weil sie sich sagten: »Scheiß drauf, etwas Besseres kommt eh nicht mehr«. Ich kenne unzählige Geschichten, bei denen das schrecklich schiefging. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich nur deshalb existiere, weil ein junges Mädchen dachte, nicht »nein« sagen zu können. Oder aber, weil ihr »nein« ignoriert und ich neun Monate später geboren wurde.

Was ich früher in meinem Leben gesehen und erlebt habe, war, dass Menschen einander fanden, die sie nicht verletzten und sich vollkommen akzeptierten. Nicht, weil sie sich dachten: »Das ist die Eine!« oder »Ich kann keinen Besseren finden, oder?«, sondern weil es den Schmerz linderte und das Trauma, wenn auch nur vorübergehend, milderte. Ich spreche von Menschen, die sehr viel Leid erfahren und überstanden haben. Zugleich wussten sie, dass ihnen noch mehr Leid bevorstehen würde und dass es deshalb besser wäre, eine Person an der Seite zu haben, die sie akzeptierte und selbst zur Akzeptanz fähig war.

Ich will ehrlich sein, ich bin keine besonders tolerante oder akzeptierende Person. Ich finde meine eigene Gesellschaft ziemlich schwierig, geschweige denn die anderer Menschen. Der Hauptgrund dafür, dass ich mich intolerant verhalte oder mich weigere, jemanden zu akzeptieren, ist, dass es sich bei meinem Gegenüber um irgendeinen Mittelschichtsdeppen handelt, der eine beschissene politische Einstellung vertritt. Aber ich finde auch problemlos andere Gründe, um Menschen abzulehnen und mich von ihnen zu distanzieren. Womöglich ist dies der Grund, weshalb ich versuche, mich an diese damals beobachtete Akzeptanz zu erinnern, denn ich sehe solche Beziehungen ansonsten nicht oft. Doch ich erlebe auch heute tiefe und bedeutende Beziehungen in meinem Leben. Sie bedeuten viel Arbeit, sie kommen in vielen verschiedenen Formen daher und ich habe mir selbst gegenüber und gegenüber den Menschen, die mir wichtig sind, die Verantwortung, mich daran zu erinnern, was ich früher erlebt habe. Ich muss es in Fleisch und Blut übergehen lassen und lernen, die Menschen, die mir wichtig sind, zu akzeptieren.

Ich denke, dass mich die Verzweiflung und Not, die ich sah und erlebte, während ich auf der Seite jener stand, die von der Mehrheitsgesellschaft verstoßen werden, lehrte, andere zu akzeptieren. Die Sicherheit, zu den gesellschaftlich Akzeptierten zu gehören, wiederum macht es mir einfacher, andere zu verurteilen und abzulehnen. Klar, auch ich habe Vertrauensprobleme, aber das kann keine Entschuldigung sein.

Im Laufe der Zeit ist es mir gelungen, zu einer Handvoll Menschen ein persönliches Vertrauensverhältnis aufzubauen und zu einer ähnlich großen Gruppe von Menschen ein politisches, wobei es nur wenige Überschneidungen zwischen diesen beiden Gruppen gibt. Das soll nicht heißen, dass ich kein politisches Vertrauen in jene habe, zu denen ich ein persönliches Vertrauensverhältnis habe, doch viele Bedenken und Zweifel prägen meine Beziehungen zu ihnen. Ich denke, der Grund für meinen Mangel an Vertrauen ist das Trauma meines Aufwachsens, das meine Psyche gebrandmarkt hat. Der Mangel an politischem Vertrauen entspringt der Zeit, die ich in sozialen Bewegungen verbracht habe, die von Communitys und Kollektiven geprägt waren, die, im Vergleich zu der Community aus der ich komme, Sicherheit und Komfort verkörperten

und sich dazu auch noch weigerten, zu viel von dieser Sicherheit und diesem Komfort aufs Spiel zu setzen. Mit so wenig Vertrauen zu leben ist nicht ideal für eine Person, die kollektive Widerstandsformen gegen Staat und Kapital finden möchte, und für mein eigenes Wohlbefinden ist es entscheidend, dass ich lerne, einige dieser Blockaden zu durchbrechen.

Als ich mich einigen dieser linksradikalen Bewegungen anschloss, erkannte ich, dass ich selber Vertrauen aufbringen musste, damit mir vertraut werden würde und ich versuchte mich in radikaler Akzeptanz. Ich engagierte mich mit Leib und Seele, wann immer Individuen oder Gruppen auch nur ansatzweise so schienen, als würden sie eine politische Arbeit machen, die ich selbst als wichtig empfand. Inzwischen denke ich, dass ich mich in vieles zu leichtsinnig hineingegeben habe. Was ich in diesen Bewegungen erlebte, war eine unangenehme Kombination aus Schulterklopferei dafür, zu denen zu gehören, die ›Bescheid wissen‹, und Selbstzweifel darüber, ob sich das Ganze wirklich lohnt. Dass ich dies nun reflektieren und mit Klarheit und Geduld darüber nachdenken kann, gehört zu den Fähigkeiten, die ich im Laufe der letzten 15 Jahre erworben habe.

Was die Erlangung von Kapital unterschiedlicher Art angeht, haben sie mir gute Dienste geleistet, aber der Enthusiasmus und die Akzeptanz, die ich zuvor in mir trug, fehlen heute. Wenn die gelebte Politik, die ich in den ersten 25 Jahren meines Lebens erlebt habe, meiner Meinung nach aus tiefergehenden, gehalt- und kraftvolleren Formen der Solidarität, der gegenseitigen Hilfe und des Widerstands bestand, warum sollte ich dann nicht versuchen, zu diesen Verhaltensweisen zurückzukehren? Weil sie natürlich nicht alle gut und positiv waren und nicht alles beinhalteten, was es braucht, um gegen Staat und Kapital einen starken Widerstand aufzubauen. Es waren Erlebnisse, von denen ich vieles lernen konnte, ebenso wie ich von den vergangenen 15 Jahren politischer Betätigung vieles gelernt habe, und ich kann mich glücklich schätzen, so radikal unterschiedliche Erfahrungen gemacht zu haben.

Die Entwicklung eines politischen Vertrauens ist teilweise dadurch entstanden, dass ich mehr Zeit mit anderen radikal gesinnten Aktivist:innen verbrachte, die selbst Armut und prekäre Verhältnisse erlebt haben.

Dies hat mich in meiner Überzeugung bestärkt, dass es noch immer Möglichkeiten für starke, kollektive Formen des Widerstandes gibt. Außerdem habe ich insgesamt weniger Zeit mit Aktivist:innen verbracht und dafür mehr Zeit mit den Menschen aus der Arbeiter:innenklasse, die um mich herum leben und überleben. Wir diskutierten miteinander und informierten uns gegenseitig. Unsere politischen Ansichten und unsere politische Sprache mögen unterschiedlich sein, doch es sind die Gemeinsamkeiten, auf die es ankommt. Auf einer persönlicheren Ebene habe ich in den letzten Monaten angefangen, genauer zu verstehen, dass das große Unwohlsein, das ich verspüre, immer weniger mit meiner materiellen Situation zusammenhängt, sondern vielmehr mit dem Trauma, das sich über einen so langen Zeitraum aufgebaut hat.

Die prägendste Erfahrung in dieser Hinsicht war, als andere Aktivist:innen, die über reichlich Kapital verfügen, über Sicherheit und Wohlbefinden diskutierten und beschrieben, dass sie nicht in der Lage seien, mit etwas oder jemandem umzugehen, und die als Grund dafür fehlende Sicherheit anführten.

Ich hörte mir das voller Verärgerung an und beteiligte mich an diesen Gesprächen auf keine besonders hilfreiche Art und Weise. Während es ernsthafte Probleme bezüglich der physischen und psychischen Sicherheit unterdrückter Gruppen in gemeinsam genutzten Räumen gibt, gibt es ebenso ernsthafte Probleme bezüglich der Art und Weise, wie mit wahrgenommenen und tatsächlichen Bedrohungen der eigenen Sicherheit umgegangen wird. Wie groß ist die Bedrohung wirklich, wenn wütende Teenager mich in einem sozialen Zentrum als Schwuchtel beschimpfen? Müssen wir sie ausschließen, weil sie die Regeln eines Safe Spaces gebrochen haben? Fügt das, was sie mir sagen, mir tatsächlich psychischen und physischen Schaden zu oder werde ich an frühere Erlebnisse erinnert, bei denen ich als Schwuchtel beschimpft und verprügelt wurde?

Je mehr ich darüber nachgedacht habe, desto mehr ist mir bewusst geworden, dass meine Abneigung gegen die Mittelklasse und diejenigen, die über viel Kapital verfügen, mit meinen Erfahrungen zusammenhängt, die ich mit dem Personal der Einrichtungen gemacht habe, durch die ich durchgereicht wurde, sowie mit der Diskrepanz zwischen

meiner eigenen Armutserfahrung und dem Komfort und der Sicherheit derer in den Vorstädten, die ich ausgeraubt habe. In dieser Gesellschaft längere Zeit in Armut zu leben, bedeutet, dass dir ständig klargemacht wird, dass du keinen sozialen Wert hast. Wenn man, wie ich, das Glück hat, da rauszukommen, hat man vielleicht genügend Geld für Essen und Unterkunft, aber man vergisst nicht, was einem immer wieder vermittelt wurde. Mir fällt es schwer, ein Teil von sozialen Bewegungen zu sein, in denen meine Genoss:innen aussehen, klingen und sich bewegen wie meine alten Sozialarbeiter:innen, wie die Richter:innen, die mich verknackt haben, und die Leute, in deren Häuser ich eingestiegen bin. Sie sind der lebende Beweis dafür, was mir über meinen Wert gesagt wurde, und auch wenn sie es nicht so benennen würden, haben sie in mir den Eindruck verstärkt, dass mein materieller Wohlstand und das soziale Kapital, das ich nun erlangt habe, die korrekten Indikatoren meines Wertes sind.

Würde ich immer noch als Genosse behandelt werden, wenn ich kein Geld für Miete und Essen in einer sozial oder subkulturell (durch Besetzung und Containern) akzeptierten Weise aufbringen könnte? Vielleicht. Aber würde ich mich auf sozial akzeptierte Weise verhalten, wenn ich täglich mit dem Stress leben müsste, nicht zu wissen, woher meine nächste Mahlzeit kommen wird oder wo ich schlafen werde? Wenn mir immer noch gesagt werden würde, dass ich wertlos sei, wäre ich dann fähig, mit den sozialen Bewegungen zu interagieren, die voll von Menschen sind, die so aussehen, klingen und sich bewegen wie Sozialarbeiter:innen, Richter:innen und die Opfer meiner Raubzüge? Einiges davon bilde ich mir ein, aber ich tue dies aufgrund der Erfahrungen, die ich gemacht habe, und ich habe viele ausschließende Interaktionen zwischen Aktivist:innen mit viel Kapital und solchen, die ums Überleben kämpfen, beobachtet. Kapitalstarke Aktivist:innen und soziale Bewegungen, die voll von Mittelschichts-Kids sind, stellen ein echtes Problem dar. Aber es ist wichtig für mich, unterscheiden zu können, welche der Probleme und Vorbehalte, die ich mit mir trage, wirklich eine Bedrohung darstellen und welche ich nur als solche wahrnehme. Wenn ich das verstehe, kann ich das Vertrauen aufbauen, das es braucht, um die Widerstandsbewegungen aufzubauen, die wir benötigen.